

Abschied auf Raten?

Angekommen

Wie es scheint, hat der einst von Rudi Dutschke propagierte „Marsch durch die Institutionen“ tatsächlich stattgefunden. Dabei haben sich aber weniger die Institutionen verändert, als vielmehr diejenigen die angetreten waren, die Institutionen zu verändern oder gar abzuschaffen und durch andere zu ersetzen. Heute dominieren kapitalistisches Privateigentum und bürgerlicher Staat die gesellschaftliche Entwicklung so unangefochten, wie selten zuvor in ihrer Geschichte. Am meisten Kratzer hat noch die bürgerliche Familie abbekommen. Die radikale Kritik an den genannten Säulen der bürgerlichen Gesellschaft ist mittlerweile kaum noch zu hören und es gibt nichts mehr, was noch den Namen „Bewegung“ verdiente und diese Ziele durchsetzen wollte.

Ich selbst wurde durch die Jugend- und Studentenbewegung Ende der 60iger Jahre zum Kommunisten und bin es bis heute geblieben, auch wenn ich politisch nicht mehr organisiert aktiv bin. Selbstverständlich haben sich auch meine Überzeugungen im Laufe der Jahre dramatisch gewandelt, aber mir fällt es nach wie vor schwer nachzuvollziehen, was sich da bei jenen getan hat, die „verstanden haben“, heute die Segnungen von Marktwirtschaft und Demokratie preisen und selbst davor nicht zurückscheuen, den Krieg der Nato im Kosovo als antifaschistischen Befreiungskrieg zu stilisieren. Sollten doch jene Klugscheißer recht haben, die das Streben nach sozialer Emanzipation als Jugendsünde, spätpubertären Auswuchs durchgeknallter Bürgersöhne und -töchter abhaken?

Zunächst einmal waren längst nicht alle StudentInnen Bürgersöhne und -Töchter. Viele kamen aus „Arbeiterfamilien“, gehörten also zu den Schmuttelkindern, die noch Kaiser Wilhelm II niemals an Universitäten haben wollte, weshalb er beispielsweise jedes Ansinnen auf die Gründung von Universitäten im Ruhrgebiet zurückwies. Ich gehöre zu dieser Spezies und die meisten der mir bekannten Ex-Genossinnen und Genossen in der ml-Bewegung der 70iger Jahre auch. Ein Zufall? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Schließlich war die deutsche Studentenschaft der alten Elite-Universitäten stets stramm rechts. Die linke Studentenrevolte jedenfalls ging von modernen Massenuniversitäten aus, deren soziale Zusammensetzung sich dramatisch veränderte bzw. sich schon verändert hatte.

Die rebellierenden Studenten von damals sind angekommen, ihre Sozialisation hat sich vollendet und sie sind keine Revolutionäre mehr. Aber sie sind auch nicht alle Wirtschaftsbosse oder führende Politiker geworden. Viele ergriffen Berufe, die sie zu Teilen der „neuen Mittelschicht“ machten.

Die meisten davon sind stumm und haben sich kommentarlos aus der revolutionären Bewegung verabschiedet. Meistens war dieser Abschied nur ein Reflex auf das Scheitern der Bewegung.

Die heutigen Stellungnahmen und Bewertung der 68iger Revolte stammt entweder von Leuten, die ihr heutiges Festhalten an linksradikalen Positionen begründen, oder von Leuten, die weit oben angekommen sind und sich in ihrer neuen Umgebung zu rechtfertigen haben für ihre „Jugendsünden“. Was mir besonders an letzteren auffällt ist die Tatsache, dass es sich nicht selten um die alten „Führer“ der Bewegung handelt. Die Peinlichkeiten, die sie früher häufig absonderten, - dieser VIP-Adel, dem es wohl im Blute liegen muss - werden nur von ihren heutigen Peinlichkeiten übertroffen

All das diskreditiert jedoch nicht die linksradikale Bewegung der 60iger und 70iger Jahre. Es wäre falsch diese Bewegung durch die Brille der alten und neuen Gurus zu betrachten. Die Motive für das Streben nach sozialer Revolution waren und sind einsichtig und nachvollziehbar, gegründet auf massenhafter Erfahrung mit dem Kapitalismus und

weiterhin aktueller theoretischer Kritik. Desavouiert sind sicherlich die Formen, in denen soziale Revolution bewerkstelligt werden sollte. In diesen Formen konnten nicht einmal elementare Ziele sozialer Emanzipation gewahrt werden (Stichwort Stalinismus), und man muss ihnen nicht nachtrauern. Besonders in den K-Gruppen hat sich die Tragödie der scheinbar so erfolgreichen kommunistischen ArbeiterInnenbewegung als ein komödiantischer Mummenschanz wiederholt, der notwendig scheitern musste. Und für diesen Mummenschanz waren wir alle verantwortlich, die an der Bewegung teilnahmen, nicht nur die Führer. Wer sich nur als Opfer des „demokratischen Zentralismus“ in den untergegangenen ml-Sekten hinstellen will, vergisst die allgemeine Begeisterung für „proletarische“ Organisation und Disziplin, die uns beduselte. Im Rückblick fällt es verständlicher Weise manchmal schwer, dass positive dieser Bewegung unter den theatralischen Inszenierungen („Die Partei der Arbeiterklasse“ und ihr „ideologischer Kampf“) und der Vermummung noch wahrzunehmen. Aber viele die daran teilnahmen, haben mit Leidenschaft gegen offenkundige soziale Missstände gekämpft, die heute mehr denn je als unveränderbare Sachzwänge hingenommen werden. Die Aufforderung zur sozialen Revolution blieb jedoch unerhört in der zweifachen Bedeutung dieses Wortes. Und so musste das, was als Studentenbewegung begann, scheitern, als es sich häuten wollte zu einer „proletarischen“ Bewegung. Das vermeintlich objektiv schon vorhandene revolutionäre Subjekt formierte sich nicht. Und so wurde aus den ehemals rebellischen Studenten im Laufe der Zeit, das, was sie heute sind – mehr oder weniger normale BürgerInnen. Dass einzelne Individuen weiterhin von der Notwendigkeit und der Möglichkeit sozialer Revolution überzeugt sind, ändert daran nichts!

Nein, die gesellschaftlichen Anlässe und Gründe für radikale Kritik des Kapitalismus sind seit den 60iger Jahren nicht weniger sondern mehr geworden. Die zunehmende Spaltung zwischen arm und reich, die sich ausbreitende existenzielle Unsicherheit von LohnarbeiterInnen, die dramatische Zunahme der Umweltzerstörung, die verheerenden Perspektiven für viele Länder in Afrika, Asien und Lateinamerika usw. Nichts erscheint mir ideologischer als die Ideologiekritik der selbsternannten Realpolitiker und Pragmatiker, deren Legitimationsbasis jedoch mit jedem Tag mehr schwindet, seit der „Realsozialismus“ sich selbst verabschiedet hat. (Das Vergessen hat auch seine positiven Seiten!) Jede vorbehaltlose Kritik bestehender Zustände fällt heute unter das Stigma „Ideologie“, jeder Euphemismus über diese Zustände brüstet sich als Realismus.

Das Kapital und damit die bürgerliche Gesellschaft kann heute nur noch als Weltsystem reflektiert werden. Jede soziologische Betrachtung, die das vergisst muss irren. Selbst wenn verallgemeinert wahr würde, was Naomi Klein in ihrem Buch „No Logo“ so treffend skizziert, und die Metropolen die ganze, hässliche Schinderei der Produktion des Mehrwerts in ihre „Kolonien“ verlagerten und nur noch saubere Büro-Jobs der Entwicklung und des Marketings blieben, so bliebe die „Individualisierung der Lebenswelt“ mit all ihren Entfaltungsspielräumen doch Illusion.

Ich selbst bin mittlerweile auch angekommen, Teil der „neuen Mitte“. Ein 100 000 Marks-Jahresgehalt, von dem ich früher nur geträumt hätte, eine teils sehr interessante, anspruchsvolle Arbeit, kein rüder Befehlston eines Vorgesetzten ... Und doch erlebe ich das offenbar anders, als viele „Ehemalige“ und meine nicht von sozialen Utopien belasteten KollegInnen sowieso. Ich erlebe das täglich als sich mir unmittelbar aufdrängender Sachzwang, dem ich mich beugen muss. Und meine ganze Existenz hängt daran, dass „mein“ Unternehmen den widerlichen Sachzwängen kapitalistischer Verwertung gerecht wird, sie erfolgreich vollzieht. Es ist eine beständige Übung in Selbstverbiegung, einer irrwitzigen Logik „wirtschaftlicher Vernunft“ folgend.

Die nicht-ökonomische Vernunft, kaum, dass sie sich äußert, wird diskriminiert oder bricht sich an den Schranken im eigenen Denken. Das Wort „Kommunismus“ ist zum Unwort des Jahrhunderts geworden. Wer es wohlmeinend in den Mund nimmt, muss sich hüten! Allein

die Existenz des realen Sozialismus ließ den Kommunismus in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern als tatsächliches Schreckgespenst erscheinen, als eine Drohung, die die beste Rechtfertigung für die gesellschaftlichen Missstände des Kapitalismus war. (Besonders im durch eine „Mauer“ geteilten Deutschland) Wenn man als Maßstab die individuellen Entwicklungsspielräume und den materiellen und kulturellen Reichtum nimmt, dann musste der Vergleich zwischen „West“ und „Ost“ allemal zugunsten des Westens ausfallen. Dass die radikale Linke etwa in Westdeutschland, trotz aller verzweifelten Abgrenzungsversuche, mehr mit dem Mangel verwaltenden Zwangskollektivismus der realsozialistischen Länder zu tun hatte, als sie selbst wahr haben wollte, steht für mich heute rückblickend außer Frage. (Dies betrifft vor allem die eigenen Ziele und die innerorganisatorische Praxis.)

Ausgangspunkte und erste Weichenstellungen

Ein wesentliches Motiv der Ende der 60iger Jahre grassierenden anti-autoritären Bewegung war die individuelle Freiheit, die Ausdehnung individueller Entscheidungs- und Entfaltungsspielräume, die Infragestellung gesellschaftlicher Hierarchien, Traditionen und Konventionen.

Ich erinnere mich, welche große Rolle bei mir die Begeisterung für die Beat-Musik (seit 1962) spielte, die von den Erwachsenen bezeichnender Weise als „Negermusik“ diskriminiert wurde. Das brisante Politikum steckte vielleicht weit weniger in der Musik, Ihren Texten (die sowieso meist nicht verstanden wurden), der Durchbrechung von Bekleidungskonventionen und den langen Haaren, als in dieser Reaktion der Erwachsenen. (Obwohl hier zweifellos etwas neues entstand, was man heute wohl als „Jugendkultur“ bezeichnet.) Weil die Reaktion der Erwachsenen politisch war, mussten wir Jugendlichen wohl politisch werden, um unseren neuen Vorlieben gesellschaftliche Anerkennung zu verschaffen. Das Wort „Negermusik“ und die ganze Verachtung, die darin steckte, zeigt, wie reaktionär und verkrustet die Zustände im damaligen Westdeutschland waren.

Meine Motive, die Bereitschaft zur Rebellion, rührten jedenfalls nicht her aus dramatischer Armut und Perspektivlosigkeit. Zwar komme ich aus einer ländlichen „Arbeiterfamilie“, deren Lohneinkommen sehr gering war und die ohne Selbstversorgung mit Fleisch, Kartoffeln und Gemüse ganz schön „alt ausgesehen“ hätte, aber in dem kleinen Dorf – in den 50iger Jahren noch eine Welt für sich - lebten fast alle so, und ich empfand uns nicht als arm oder unsere Armut nicht als bedrückend. Zudem waren meine Perspektiven „glänzend“, weil ich zu den wenigen „Arbeiterkindern“ gehörte, die den Sprung von der zweiklassigen Zwergschule auf das Gymnasium der nahe liegenden Stadt schaffte. (Man muss hinzufügen, dass mir meine Eltern diesen Sprung erlaubten, was durchaus nicht selbstverständlich war, auch bei guten schulischen Leistungen.)

Von der individuellen Motivation einzelner Jugendlicher, die auf gesellschaftlicher (Erziehungs-) Erfahrung beruhte, und den politischen Zielen, wie sie im SDS, dem initiierten Zentrum der Bewegung, formuliert wurden, war es ein weiter Weg, den jeder „anpolitisierte“ Jugendliche für sich –so auch ich - zurücklegen musste. Schließlich handelte es sich um einen sozialistischen Studentenbund, dessen Aktivisten sich für antikapitalistische Theorie begeisterten.

Ist aber einmal der erste Schritt getan, dann entwickeln solche Lern- und Entwicklungsprozesse ihre eigene Logik. Was bei mir der erste Schritt war, weiß ich nicht mehr so genau. Trotz meiner Begeisterung für die Beat-Musik und vieles, was an neuen Verhaltensmustern damit zusammenhing, macht mich das Trotzen gegen die erfahrende Diskriminierung nicht zu einem Linken. Bis zu meinem 17. Lebensjahr blieb ich religiös und konservativ (im Sinne eine sozialdemokratischen Konservativismus, der sich besonders durch protestantischen Arbeitsethos auszeichnete). Das begann zu kippen im Kontext der Auseinandersetzungen um den Vietnamkrieg. Meine erste linke Aktion bestand jedenfalls

darin, dass ich im Alter von 18 Jahren, noch vor meinem Abitur, Flugblätter gegen den Vietnamkrieg verteilte. Dabei hatte ich das Gefühl, die Seite gewechselt zu haben und ich musste meinen ganzen Mut zusammennehmen, um es auch zu tun.

Meine zweite, wichtigere Aktion bestand in einer Kriegsdienstverweigerung unter erschwerten Bedingungen. Eine Kriegsdienstverweigerung im Jahre 1968 ist nicht zu vergleichen, mit einer Kriegsdienstverweigerung heute und schon gar nicht dann, wenn man damals seinen Antrag auf Anerkennung während der Grundausbildung bei der Bundeswehr stellte, in einer Zeit, als die Staaten des Warschauer Paktes, sich eben anschickten die CSSR zu besetzen, um die Reformer um Dubcek zu stürzen.

Dem Druck, dem ich hier in aufgeheizter Kriegsvorbereitungsstimmung ausgesetzt war, das war ein einschneidendes Erlebnis, dass ich umso bewusster wahrnahm, als meine anti-autoritären Einstellungen gerade anfangen zu erblühen. (Zudem war ich der erste Kriegsdienstverweigerer, den es jemals in „meinem“ Bataillon gegeben hatte. Und da gleich 7 Rekruten nach mir ihren Antrag einreichten – alle aus meinem Zug – drohte man mir mit einem Verfahren wegen Wehrkraftzersetzung, weil ich die anderen aufgewiegelt und ihnen die Begründungen geschrieben hätte.) Wie auch immer, ich hielt jedenfalls dem Druck stand und wurde zum Ende meines „Grundwehrdienstes“ im Oktober 1968 als „Wehrdienstverweigerer“ in erster Instanz anerkannt. Ich war unglaublich stolz und voll von linkem Selbstbewusstsein.

Von nun an plante ich meine linke „Karriere“ und bastelte an einem neuen, revolutionären Lebensentwurf ... und damit ging sozusagen alles wie von selbst. Ich fing an begierig linksradikale Literatur zu lesen, schloss mich gleich nach Antritt meines Ersatzdienstes dem SDS in Braunschweig an, verfolgte die Debatte um Perspektiven und Auflösung des SDS und entwickelte mich schnurstracks (noch 1969) zu einem ...Maoisten, womit ich mich schon bald in recht zahlreicher Gesellschaft befand. Meine Ersatzdienstzeit stand bereits ganz im Zeichen politischer Arbeit (zunächst Antimilitarismus-Arbeit, dann Organisation einer maoistischen Gruppe unter den Ersatzdienstleistenden am Ort). Dabei wurde mir erneut mit Strafverfolgung gedroht, weil ich eine Rundschreiben an Ersatzdienstleistende verfasst hatte, dass sie aufrief, sich revolutionären Gruppen anzuschließen und die Abhängigen im Krankenhaus zu organisieren.

Im Irrgarten des Marxismus-Leninismus

Bereits Anfang der siebziger Jahre hatten sich erhebliche Teile der Jugend- und Studentenbewegung vom Anti-Autoritarismus losgesagt und begeisterten sich für Organisation und Disziplin, für einen Kollektivismus, indem sich der oder die Einzelne vollständig „der Sache“ und der Organisation unterordnen sollte. Von dem Motiv, das viele zur Bewegung gebracht hatte (Ausdehnung individueller Entscheidungs- und Entfaltungsspielräume) blieb in den sogenannten K-Gruppen nicht viel übrig. Die soziale Frage und die politische Strategie wurden neu gelernt im Rückgriff auf die Geschichte der Arbeiterbewegung, besonders der kommunistischen Arbeiterbewegung und ihrer Selbstreflexion. (Kaderpartei organisieren, politische Macht erobern, Diktatur des Proletariats errichten und das kapitalistische Privateigentum abschaffen ...) Es begann also der bereits angesprochene historische Mummenschanz, bei dem sich besonders die neuen Parteien der Arbeiterklasse hervortaten. Heute meine ich, dass dieser Übergang nur möglich wurde durch die Projektion des eigenen Anti-Autoritarismus auf die chinesische Kulturrevolution. Die Kulturrevolution wurde das Bindeglied für den Übergang zum Marxismus-Leninismus. In ihr schien sozusagen der eigene Anti-Autoritarismus unter richtigem Vorzeichen („Führung durch das Proletariat“) aufgehoben. („Rebellion ist gerechtfertigt.“) Gleichzeitig schien es möglich zu sein, Marxist-Leninist zu werden und die offenkundigen Missstände in den Ländern des Warschauer Paktes grundlegend kritisieren zu können, ohne auf bürgerliche Denkmuster zurückgreifen zu müssen.

Wie viele andere auch, richtete ich meinen Blick hoffnungsvoll auf die Industriearbeiterschaft, in der ich mit Marx, Engels, Lenin, Stalin und Mao-tsetung das revolutionäre Subjekt erkannte. Auch hier ersetzte die Projektion der eigenen Wünsche auf die ArbeiterInnen den nüchternen analytischen Blick. Wie hatte doch der Rote Morgen, Zentralorgan der KPD/ML, seinen Leitartikel zu den Septemberstreiks 1969 in der Eisen- und Stahlindustrie überschrieben? „Der schlafende Riese erwacht.“ Das sprach mir aus der Seele, war aber offenbar mehr Wunschenken als Realität. Was da erwachte war kein Riese, sondern Teile der Industriearbeiterschaft, deren Menetekel vermutlich damals schon an die Wand geschrieben war, und das hieß: „Euch wird es schon bald nicht mehr geben!“ Heute ist der vermeintliche Riese der Eisen- und StahlarbeiterInnen auf eine unbedeutende „Randgruppe“ der Lohnabhängigen geschrumpft. Die Septemberstreiks 1969 hatten auch nichts zu tun mit einem Aufbruch zu revolutionären Taten. Sie waren rückblickend eher der Vorläufer einer Reihe von Abwehrkämpfen, in denen verzweifelt um den Erhalt der Lohnarbeitsplätze in der Eisen- und Stahlindustrie gekämpft wurde.

Auf jeden Fall war ich damals begeistert von der Perspektive, Berufsrevolutionär und Parteikader zu werden und überlegte mir genau, wo ich meine Arbeit nach Beendigung des Ersatzdienstes (Januar 1970) aufnehmen sollte. So kam ich ins Ruhrgebiet, dem vermeintlichen Zentrum der künftigen revolutionären Arbeiterbewegung und geriet hier mitten in die Wirren der ersten Spaltung der ja gerade erst gegründeten KPD/ML, der ich mich anschließen wollte. Es war eher Zufall, dass ich Anfangs bei den „Spaltern“ des Zentralbüros landete. Den Hauptstreitpunkt bildete die Frage, ob die theoretische Arbeit und die Gewinnung fortschrittlicher ArbeiterInnen im Zentrum der politischen Arbeit stehen sollte, oder ob es bereits darum ging die Massen zu agitieren und für die Partei zu gewinnen. Innerhalb des westdeutschen Maoismus blieb dies ein Streitpunkt an dem man sich immer wieder spaltete, neue Gruppen entstanden, bis zum Ende der ML-Bewegung. Schon bald erkannte ich, dass ich mich verlaufen hatte, und kam zu der Überzeugung, dass die „Gewinnung der Massen“ unter gegebenen Voraussetzungen ein lächerliches Hirngespinnst sei. Ich wechselte also die Partei, schloss mich der Gruppierung mit dem Zentralkomitee (Roter Morgen) an. Bereits kurze Zeit nach meinem Übertritt, ging die gleiche Auseinandersetzung in meiner neuen politischen Heimat wieder los und führte 1971 zu einem richtig großen Knall, einer fast vollständigen Auflösung der KPD/ML und der Gründung zahlreicher Zirkel.

Dies alles spielte sich ab innerhalb einer Zeitspanne von vielleicht 18 Monaten, vom Frühjahr 1970 bis zum Herbst 1971. Für mich war das eine aufwühlende Zeit, erneut voller neuer Erfahrungen, in der sich die Ereignisse überschlugen. Es war zugleich eine Zeit der ständigen, hingebungsvollen „Selbsterfleischung“, bei der die gesellschaftliche Realität zum bloßen Hintergrund, Panorama des eigentlichen Geschehens (ideologischer Kampf unter den MLern) wurde. Wir beschäftigten uns mehr mit uns selbst, der Bewegung, als mit der Kritik der Verhältnisse. Aber ich machte auch andere, neue einschneidende Erfahrungen, die mich in meinem Kommunismus bestärkten.

Eine etwas andere Schule

Zwar war ich von Kind auf von meinen Eltern zu körperlicher Arbeit verpflichtet worden und hatte seit meinem 13. Lebensjahr regelmäßig in den Ferien Geld verdienen müssen (im Sommer beim Straßenbau und im Herbst bei Bauern, Rüben- und Kartoffelernte) aber Industriearbeit hatte ich noch kaum kennen gelernt. Im Frühjahr 1970 fing ich – „im Auftrage der Partei“ - bei den Stahlwerken Bochum an, erst einige Wochen im Büro, doch dann wurde es – auf eigenen Wunsch – ernst. Ich „malochte“ als Akkord-Schleifer in der Gießerei, was knüppelharte Arbeit war. Der Meister war ein Arschloch, der das Kommandieren genoss, doch das kannte ich bereits vom Bund. Was mir schon bald mehr zu schaffen machte, war das achtstündige Stehen und schwere Heben ... obwohl ich ausgesprochen trainiert und

kräftig war und stolz darauf, was ich mit dieser Kraft alles schaffte. Nachts plagten mich schon bald ziemlich regelmäßig Wadenkrämpfe, die mich ins Kissen beißen ließen. Das frühe Aufstehen war für mich auf Dauer ebenfalls ziemlich unerträglich und jetzt handelte es sich nicht mehr um 4 Wochen Ferienarbeit!

Selbstverständlich las ich in der Frühstückspause demonstrativ das Zentralorgan meiner Partei und versuchte mit Kollegen darüber zu sprechen. Als Kollege wurde ich problemlos akzeptiert, von meinem Kommunismus aber wollte niemand etwas wissen. Ich lief vor die Wand.

Bei den Stahlwerken versuchte ich auch das erste und einzige Mal direkt einen Streik anzuzetteln, nämlich während der Tarifrunde im Herbst 1970, als es bei Krupp bereits zu einzelnen Arbeitsniederlegungen gekommen war. Ich faste mir also ein Herz – das mir fast in die Hose rutschte – und ging von einem Kollegen zum anderen in der Abteilung und versuchte, sie zum Streik zu bewegen. Heute erscheint es mir wie ein Stück absurdes Theater, denn schon bald lief der Meister im Abstand von etwa 2 Metern hinter mir her. Er sagte kein Wort, guckte nur ausgesprochen böse. Natürlich ließen mich die Kollegen auflaufen und so gab ich bald auf. (Selbstverständlich bestärkte mich dies in der Überzeugung, dass das unerträgliche Gesabbel von Gewinnung der Massen und der Führung durch die Partei nichts als Humbug war.)

Was mich wunderte und heute noch wundert, warum ich damals nicht sofort entlassen wurde. Das geschah erst ca. 2 Monate später im Januar 1971 und ohne Begründung. Mir war es recht, denn meine neue Partei wollte mich sowieso nach Opel schicken, wo ich auch prompt im Februar 1971 anfang.

Bei Opel verdiente ich rund 100 DM mehr, ca. 950 DM im Monat, was mich freute aber selbstverständlich in die Parteikasse floss. Was mich weniger freute und mir die Arbeit im Stahlwerk nach kurzer Zeit als relativ angenehm in Erinnerung rief, das war die Bandarbeit und das noch frühere Aufstehen bei der Frühschicht. Bei Opel begann damals die Arbeit um 5.45 Uhr, was für mich bedeutete, dass ich um 4.15 aufstehen musste, um meine Straßenbahn zu erreichen ... und das nach Sitzungen oder Artikel schreiben, was manchmal bis nach Mitternacht ging. Was Wunder, dass ich oft verschief und zu spät zur Arbeit kam. Die Frühschichtwochen waren Wochen voller hektischer Aktivität und mit wenig Schlaf. In den Mittagsschichtwochen regenerierte ich mich wieder etwas durch ausgiebiges Schlafen. Meine erste „Operation“ am Band – ich werde sie nie vergessen – war das Auffüllen von Kühlwasser. Ganz genau weiß ich die Anzahl der Handgriffe nicht mehr, ich glaube, es waren so vier und fünf. Was so schlimm war? 1. Die Kürze der Zeit, die blieb, um die Handgriffe auszuführen und

2. die Schmerzen an einem meiner vom Kühlwasser glitschigen Finger, mit dem ich einen Kontakt stecken musste

Ich war überzeugt, dass ich das nicht lange aushalten könnte. Man muss so etwas selbst erlebt haben, um zu begreifen, was für eine Tortur Arbeit sein kann. Später habe ich noch diverse andere Erfahrungen mit quälender Industriearbeit gemacht (als angelernter Arbeiter und als Maschinenschlosser habe noch weitere 9 Jahre in Fabriken malocht) aber nichts habe ich als so „tödlich“ empfunden, wie die ersten Wochen bei Opel!

Nimmt man die ganzen politischen Phrasen weg, dann war und ist Kommunismus für mich ein gesellschaftlicher Zustand, der sich unter anderem dadurch auszeichnet, dass kein Mensch mehr solchen Arbeitstorturen unterworfen wird und die Menschen über ihre Arbeit und Arbeitsbedingungen selbst entscheiden – ohne Unterordnung unter fremden Willen und den Sachzwang der Verwertung. Solange Menschen, die diesen Torturen unterworfen sind, stolz darauf sind, diese Torturen aushalten zu können, darauf ihr Selbst- und Klassenbewusstsein gründen, wird es keinen politisch wirksamen Wunsch nach sozialer Revolution – nämlich den Wunsch, solche Arbeits- und Lebensbedingungen zu überwinden - in hochentwickelten kapitalistischen Ländern geben. Zu dieser Überzeugung kam ich aber erst viel später.

Die Partei der Arbeiterklasse – aber nicht gleich

Nach dem großen Knall in der KPD/ML (1971) war ich mächtig enttäuscht, gründlich desillusioniert begann des Parteisektierertum, die maßlose Polemik gegen anders denkende, gründlich zu hassen. In dieser Zeit las ich vor allem Lenins und Stalins (sic!) Artikel über die frühen Jahre der russischen Sozialdemokratie und fand darin zahlreiche vermeintliche und tatsächliche Parallelen zu unserer Situation. Jedenfalls hielt ich nunmehr jede Parteigründung für verfrüht und meinte, dass dafür erst bestimmte theoretische Voraussetzungen geschaffen werden müssten, die in der Ausarbeitung eines Programms abgeschlossen werden sollten. Das sollte nicht den Verzicht auf jede praktische Arbeit bedeuten, sondern die praktische Arbeit auf die Unterstützung (nicht Führung) der Arbeiterbewegung orientieren, wobei die Propaganda für interessierte, fortschrittliche ArbeiterInnen das wichtigste war. (Unter Propaganda verstand ich aufklärende Kritik am Kapitalismus, die die Leute auch für theoretisches Studium interessieren sollte.) 1972/73 gründeten wir - diverse Ex-KPD/MLerInnen - in Bochum einen Zirkel, der sich „Kommunistische Gruppe Bochum“ nannte und in dem genannten Sinne die politische Arbeit fortsetzen wollte. Später wurde daraus die „Kommunistische Gruppe Bochum/Essen“ (KGB/E), die zu ihrer Blütezeit knapp 50 Mitglieder hatte und bis 1983 bestand.

Wir hielten unseren Ansatz mit einigem Erfolg bis zu unserer Selbstauflösung im Jahre 1983 durch, und es gelang uns nach außen recht gut, bestimmte Formen des Sektierertums zu vermeiden. Intern allerdings gab es auch zweimal „Linienkämpfe“, in denen wir uns methodisch nicht gründlich von den von uns kritisierten Gruppen unterschieden (unsachliche Polemik bis hin zu persönlichen Feindschaften).

Unser wichtigstes Feld praktischer Bewährung war die Unterstützung der Gewerkschaftsopposition bei Opel in Bochum. Ich hatte im Frühjahr 1972 bei Opel gekündigt, ein Studium begonnen, um intensiv theoretisch arbeiten zu können. Auf grund meiner politischen Betriebsarbeit hatte ich aber gute Kontakte zu Kollegen, die im Frühjahr 1972 zusammen mit Betriebskadern der KPD/ML-Zentralbüro eine oppositionelle Liste zu den Betriebsratswahlen vorbereiteten, wobei ich sie unterstützte. Aus dieser Wahlliste entwickelte sich später die „Gruppe oppositioneller Gewerkschafter bei Opel Bochum“ (GOG), die noch heute existiert. Solange die Kommunistische Gruppe Bochum/Essen existierte, unterstützte sie die GOG nach Kräften (durch Hilfe bei der Erstellung und Verteilung von Flugblätter, durch inhaltliche Beiträge für die Diskussion der gewerkschaftspolitischen Perspektive, Organisation von Schulungen etc.) Dies blieb auch für mich bis 1986 meine wichtigste praktisch-politische Aktivität.

Es gab in den 70iger Jahren spannende, uns aufwühlende Ereignisse, deren Bedeutung wir ebenfalls gründlich überinterpretierten. Dazu zählen vor allem der selbständige, nicht gewerkschaftlich organisierte Streik von 1973, der ja kein Einzelfall war (Ford Köln, Pierburg Neuß), und der Ausgang der Betriebsratswahlen 1975.

Dazu muss erwähnt werden, dass die KGB/E zu den ml-Gruppen gehörte, die davon ausgingen, dass die DGB-Gewerkschaften durch und durch mit dem System verwachsen seien und daher als ganzes nicht im Sinne einer klassenkämpferischen Politik zu beeinflussen oder gar zu erobern seien. Vor diesem Hintergrund bewerteten wir sowohl die Aufstellung oppositioneller Listen bei Betriebsratswahlen (zu solchen Listen kam es bald in einigen wichtigen Betrieben, allerdings mit sehr unterschiedlicher Ausrichtung) als auch die selbstständigen Streiks einzelner Belegschaften im Jahre 1973. Wir sahen darin die Ansätze zu einer neuen klassenkämpferischen Gewerkschaftsbewegung und befanden uns in euphorischer Stimmung. Endlich schien sich ein Durchbruch anzubahnen. Mit dem Streik 1973 kamen neue Kollegen zur GOG und bei den Betriebsratswahlen 1975 errang die

oppositionelle Liste 12 von ca. 30 Sitzen im Betriebsrat! Unter diesen 12 waren mindestens 4 überzeugte Maoisten und einige, die damit sympathisierten. Welch ein Erfolg! Stolz machte es uns natürlich auch, dass die Arbeit unserer Gruppe bei den klassenkämpferischen Opelern in hohem Ansehen stand.

Mit der Weltwirtschaftskrise 1974/75 und diesen Ansätzen zu einer klassenkämpferischen Gewerkschaftsbewegung sahen wir das Ende der Ära der Sozialpartnerschaft in Westdeutschland eingeleitet und meinten selbstverständlich, dass der Sozialpartnerschaft letztendlich durch eine radikale linke Arbeiterbewegung der Garaus gemacht würde. Ich ahnte damals nicht, dass sie im Zuge des sogenannten „Klassenkampfes von oben“ von den Kapitalisten allmählich aufgelöst würde.

Ein Anfang von einem Ende

Es zeigte sich schon bald, dass die von uns radikalen Linken prognostizierte wachsende Zahl von Lohnarbeitslosen und zunehmende existenzielle Unsicherheit, keineswegs, dazu führte, dass mehr Leute mit kommunistischen Positionen sympathisierten. Unsere Hoffnungen jedenfalls trogen und statt der erwarteten Vorwärtsentwicklung traten Stagnation und Rückgang ein. Solche Formen selbständiger Streikkämpfe einzelner Belegschaften hat es auch nicht mehr gegeben. Und je deutlicher die strukturelle Überakkumulation von Kapital ihre Wirkung zeigte (Firmenpleiten, Anstieg der Arbeitslosenzahlen), desto passiver wurde die Arbeiterbewegung. Streiks gab es bald nur noch gegen Firmenschließungen und die rechte Propaganda gegen Ausländer fand aufmerksame Zuhörer.

Die Perspektiven unserer praktischen Arbeit verdunkelten sich jedenfalls zunehmend und warfen Fragen auf, die wir nicht beantworten konnten.

Und die sonstigen großen Perspektiven? Welche hatten wir und was zeichnete sich ab? Wir wollten beitragen zum Aufbau einer kommunistischen Partei und hofften auf einen Vereinigungsprozess aller Maoisten (Marxisten-Leninisten). Unser wichtigster Beitrag sollte auf dem Gebiet der Theorie liegen, aber hier taten wir uns besonders schwer. In der theoretischen Arbeit hatten wir die Klassenanalyse – wie schon die alte KPD/ML – als wichtigste Aufgabe angesehen und die Vereinigung sollte über eine Programmdiskussion stattfinden. Faktisch gelang es uns nicht einmal, die theoretische Aufgabe der Klassenanalyse genauer zu bestimmen. Es herrschte ein geradezu empiristisches, sozialstatistisches Verständnis, das sich erst auflöste, als unsere Gruppe sich aufzulösen begann. Es ist bezeichnend, dass ich selbst erst nach der Auflösung der KGB/E die Kritik der Politischen Ökonomie intensiver zu studieren begann. Später haben mich meine dogmatischen Scheuklappen, die mich daran hinderten, wichtige Literatur auch nur wahrzunehmen, maßlos geärgert. Im Laufe der 80iger Jahre verarbeitete ich erst die wissenschaftliche Debatte des akademischen Marxismus in Westdeutschland über die Rekonstruktion der Kritik der Politischen Ökonomie. Ein halbwegs angemessenes Verständnis des Marxschen Kapital bekam ich erst nach der Lektüre Rosdolskys, bei der es mir „wie Schuppen aus den Haaren“ fiel. Für mich ein echtes Erlebnis. Ebenso Mattiks Buch über „Marx und Keynes“. Vorher hatte ich wirklich nicht viel verstanden und ich weiß heute mit Sicherheit, dass viele „RenegatInnen“ (nicht böse gemeint), die meinen, sie hätten sich bewusst vom Marxismus verabschiedet, niemals begriffen hatten, was es mit der Kritik der Politischen Ökonomie auf sich hat.

Es war wirklich nicht zum besten bestellt mit unserem „wissenschaftlichen Sozialismus“. Irgendwelche lesenswerten und lehrreichen theoretischen Beiträge zur Kritik der bürgerlichen Gesellschaft wurden jedenfalls im Rahmen der KGB/E nicht formuliert. Das war auch gar nicht möglich, weil wir den Dogmatismus der ml-Bewegung selbst noch mit dogmatischem Grundverständnis kritisierten. Selbst unsere Beiträge zur „Frauenfrage“, mit denen wir uns nach heftigen internen Auseinandersetzungen, ziemlich quer stellten zum marxistisch-leninistischen Mainstream, atmen den Geist dieses Dogmatismus.

Die Perspektiven zur Vereinigung der ml-Bewegung verdüsterten sich genauso, wie unsere praktischen Perspektiven. Unsere Hoffnungen, dass die Zirkelbewegung aus den Krisen der „Parteien der Arbeiterklasse“ profitieren würden, trogen genauso, wie unsere anderen Hoffnungen. Die Zirkel unterschieden sich allesamt in ihrem Dogmatismus nicht grundlegend von den Parteien. Es kam nie zu einer halbwegs konstruktiven theoretischen Diskussion. Gegen Ende der KGB/E glaubte kaum noch jemand an eine Vereinigung der ml-Bewegung (ich war noch einer der letzten, der verbohrt an der Notwendigkeit dieser Vereinigung festhielt). Stattdessen liebäugelten einige mittlerweile mit dem Parteibildungsprozess der Grünen. Die gleiche Prozedur wie bei anderen MLern. Auch darin unterschieden wir uns nicht. Die Diskussion hierüber leitete unsere Selbstaflösung 1983 ein. Das also wars!

Wars das?- Noch nicht ganz!

In den 80iger Jahren arbeiteten einige aus der untergegangenen KGB/E noch in Arbeitskreisen weiter. Die Impulse unserer Arbeit erloschen nicht sofort. In diesen Arbeitskreisen gab es aber kein ml-Selbstverständnis mehr, an ihnen nahmen auch Frauen und Männer aus anderen politischen Zusammenhängen teil. Ich selbst bemühte mich noch eine ganze Zeit um einen Arbeitskreis, in dem Bücher zur Kritik der Politischen Ökonomie diskutiert wurden.

Noch bis zu Mitte der 90iger Jahre schrieb ich diverse Artikel, in denen ich mich mit verschiedenen Positionen in der antikapitalistischen Linken auseinandersetzte. Regelmäßig wurden Artikel von mir in der Zeitung „Spezial“ abgedruckt, die aber auch mit einem wundersamen Knall aufhörte zu existieren. Am meisten rieb ich mich an der Krisis-Position. In dieser Zeit erst habe ich mich endgültig und explizit vom Marxismus-Leninismus/Stalinismus abgegrenzt. Wichtig dafür war die Arbeit an einem Buchprojekt über die Voraussetzungen von Kommunismus, das ich nie schrieb. (Es existiert lediglich eine Skizze, in der ich das Thema umriss und Thesen entwickelte. Einer meiner wenigen Ergüsse, über die ich wenigstens mit ein paar Leuten diskutieren konnte.) In einem kurzen, heftigen Schlagabtausch mit einem Autor der Zeitschrift „Aufsätze zur Diskussion“ (NHT) kommt dieser Abschied vom ML treffend zum Ausdruck.

Meine in dieser Zeit recht engagierten Versuche, mich theoretisch einzumischen, stießen aber insgesamt auf sehr wenig Gegenliebe, und ich konnte mich des Gefühls einer wachsenden Resignation nicht länger erwehren.

Bereits sehr skeptisch beteiligte ich mich dann an einem kleinen Kreis von Krisis-Dissidenten, mit dem Ziel ein theoretisches Diskussionsforum zu schaffen. Dieser Kreis hat sich erweitert und besteht noch heute, allerdings ohne mich. Nach einem Streit über den Abdruck eines absurden durch und durch dogmatischen Artikels über „Politische Ökonomie des Sozialismus“ verabschiedete ich mich auch hier. Mittlerweile hat es mir die Sprache verschlagen und ich bin verstummt.

Schon 1986 hatte ich mich – letztlich mit Pauken und Trompeten - von der Gruppe oppositioneller Gewerkschafter bei Opel zurückgezogen und damit meine jahrelange praktische Unterstützungsarbeit klassenkämpferischer Gewerkschafter beendet. Das begann mit einem Rückzug, der ausschließlich persönliche Gründe hatte. Ich arbeitete als Maschinenschlosser in einem Betrieb des „wilden Westens“ (nicht im Arbeitgeberverband, der Chef ein Gewerkschaftshasser wie aus einem Bilderbuch über den Frühkapitalismus). So betrat ich jeden Morgen buchstäblich „Feindesland“ und hatte obendrein meinen äußerst schwierigen, halbwüchsigen Sohn zu mir geholt (allein erziehender Vater).

Nur kurze Zeit war ich Betriebsratsvorsitzender in dem rund 80 „Mitarbeiter“ zählenden Betrieb. Sie hatten mich zu ca. 90% gewählt ... und sie stimmten in gleicher Größenordnung

gegen mich, als es auf einer Belegschaftsversammlung zum Eklat kam. Dabei hatte ich nur angekündigt, dass nunmehr auch in dieser Firma geltendes Recht angewendet werden würde (Betriebsverfassungsgesetz, Lohnfortzahlungsgesetz). „Der Alte“ drohte daraufhin mit Betriebsschließung, was „dem Wähler“ mächtig Angst machte. Ich ließ also eine Abstimmung durchführen, deren Ergebnis für mich so niederschmetternd war, dass ich zurücktrat.

„Meine Opelaner“ interessierte das alles nicht besonders, weder meine persönliche Situation, noch die kurze und heftige Phase des „Klassenkampfes“ als Betriebsrat. Von einigen Kollegen war ich sehr enttäuscht.

Den Treffen der GOG blieb ich zunächst fern, weil ich erschöpft war und keine Zeit fand. Gleichzeitig aber wuchs auch meine Distanz zu den Inhalten der gewerkschaftsoppositionellen Arbeit, die ich mehr und mehr als borniert und perspektivlos empfand. Mein wachsendes Unbehagen drückte ich schließlich in einigen Papieren aus, mit denen ich mich endgültig von der Gruppe verabschiedete.

Mein wichtigstes Kritikpapier blieb sachlich, in einem anderen, sehr polemischen Abschiedspapier machte ich aus meinem Herzen keine Mördergrube.

Bemerkenswert finde ich auch heute noch, dass ich nicht zu einer Diskussion über meine Infragestellung der gewerkschaftsoppositionellen Arbeit eingeladen worden bin. Das ist jedoch nur ein weiterer Mosaikstein im Gesamtbild dessen, was ich über Debatte in der radikalen Linken gelernt habe: Man lässt sich nicht in Frage stellen!

In den 90iger Jahren fing ich an, auch meine polemische Art der Einmischungsversuche in Frage zu stellen und aufmerksamer hinzuschauen, wo es Berührungspunkte und Übereinstimmung gibt und diese auch zu benennen.

An der Erfolglosigkeit meiner Einmischungsversuche änderte auch das nichts.

So wurde ich immer mehr zum Beobachter eines nach wie vor heftig geführten „ideologischen Kampfes“. Wenn bei mir nach und nach die Überzeugung reifte, dass die radikale Linke in Deutschland allein schon deshalb keine Perspektive hat – sonstige inhaltliche Konfusionen und babylonische Sprachverwirrung nicht berücksichtigt -, weil und insofern es ihr nicht gelingt eine vollständig neue Diskussionskultur zu entwickeln, in der mit der unseeligen und unhinterfragten polemischen Tradition des Marxismus (nicht nur des ML) gebrochen wird, so beruht das ganz wesentlich auf den von mir gemachten Erfahrungen. In den meisten Fällen verhindert die bekannte Form der Polemik einen produktiven Klärungsprozess, errichtet geistige und persönliche Schranken aus Gründen, die ich nur noch persönlichen Eitelkeiten und Konkurrenzgeboten zuordnen kann. Da fällt mir immer ein alter Opelkollege ein, den ich in den 70iger Jahren oft besuchte, um mit ihm zu diskutieren: „Das Wissen ist das Kapital der Intellektuellen“, womit er auch die Linksradiakalen meinte. Damals habe ich das immer heftig zurückgewiesen, heute scheint mir sein Ausspruch so verkehrt nicht.

Die Konkurrenzgeboten von Warenverkäufern sind überall dort kaum zu übersehen, wo es zur Auseinandersetzung kommt. Auch wenn es nicht um den Preis geht, so doch um die Durchsetzung des eigenen Produktes auf dem Markt der Meinungen. Habe ich Meinungen gesagt? Nein alles sind nur Gewissheiten und Wahrheiten. So jedenfalls verkündet es die „Werbung“.

Der Wille zur Verständigung ist in vielen Auseinandersetzungen kaum spürbar. Das Interesse an der Abgrenzung ist meistens so vorherrschend, dass die Auseinandersetzung die babylonische Sprachverwirrung vergrößert, statt sie zu verringern.

Wartet die Welt auf das letzte klärende Wort des verkannten Genies?

Das aufgehäuften Wissen ist längst zu komplex geworden, als dass es von einzelnen bewältigt werden könnte. Dies gilt auch für die radikal kritische Gesellschaftstheorie. Den großen Wurf, den es beharrlich gegen alle Dummköpfe und Bösewichter durchzusetzen gilt, wird es nicht geben. Aber in jeder halbwegs relevanten Auseinandersetzung scheint es eben darum

zu gehen, um die Durchsetzung des eigenen Wissens gegen die Unwissenheit. Die Gräben für den Stellungskrieg sind schnell geschaufelt und so kann das Geballere losgehen. Revolutionäre Theorie, die keine Verständigung unter den Revolutionären ermöglicht, ist witz- und wirkungslos, weil die Veränderung nicht von der Theorie kommen kann, sondern nur von den Menschen. Sie also müssen sich zusammenraufen und zu gemeinsamen Handeln befähigen, wenn sie mehr und wirksam werden wollen

Worauf man sich verständigen muss, sind die Ziele sozialer Emanzipation, die sich aus der Kritik der kapitalistischen Malaise ergeben. Die Verständigung der Revolutionäre kann nur erwachsen aus theoretischer Anstrengung und einem Diskussions- und Klärungsprozess, dessen Charakter Verständigung überhaupt zulässt.

Die Leninsche Devise, wonach man sich zunächst „entschieden“ voneinander abgrenzen muss, bevor man sich vereinigt wurde zur Stalinschen Praxis, wonach sich die Partei stärkt, indem sie sich purifiziert.

Es geht mir nicht aus dem Kopf, dass das noch immer die Leitmotive für heutige Auseinandersetzungen sind. Bevor man sich „entschieden“ voneinander abgrenzt, sollte man jedoch zunächst ernsthaft überprüfen, ob es nicht Gemeinsamkeiten gibt und das eigene Wissen, die Klarheit der eigenen Position, die „entschiedene“ Abgrenzung überhaupt erlaubt!

Alles sieht also ganz nach einem langen Abschied auf Raten aus. Aber der Stachel des Hasses auf das Kapital – und wenn ich Kapital sage meine ich das gesellschaftliche Produktionsverhältnis mit all seinen ätzenden Implikationen – sitzt bei mir tief. Was ohne meine Industrieerfahrung wäre, weiß ich nicht, aber die sitzen unauslöschbar in mir drin. Mein Antikapitalismus ist sinnlich, bei aller theoretischen Reflexion spricht mein Körpergefühl. Die Erinnerung ist nicht nur eine des Kopfes. Die Lust, Kritik zu formulieren und das Verlangen nach Wegen sozialer Emanzipation zu suchen kommt immer wieder hoch. Das ich das nicht Auslebe hat folgende Ursachen.

1. Habe ich nicht mehr die Kraft wie früher. Meine Lohnarbeit ist nicht das, was man körperliche Arbeit nennt, aber sie ist oft nicht nur geistig anstrengend, sondern auch körperlich erschöpfend. (Einige Hörstürze waren mittlerweile die Folge). Das Schreiben meiner Diskussions-Artikel hat mich immer auch körperlich sehr mitgenommen und mir den Schlaf geraubt. (Oft bin ich nachts wieder an die Schreibmaschine oder den Rechner gegangen.) So etwas würde mich heute binnen kürzester Zeit krank machen.
2. Frage ich mich ständig, für wen ich schreiben soll? Schließlich hatte ich keine Monologe gehalten, sondern Diskussionsbeiträge geschrieben, mich explizit mit einzelnen Positionen auseinandergesetzt. Nicht, dass ich Applaus erwartet hätte, aber vielleicht mal ne Antwort? Auf die Dauer kommt man sich da ganz schön blöd vor, wenn der missionarische Eifer verflogen ist. Und der ist schon lange verflogen.
3. Spielt es sicherlich eine große Rolle, dass mir die „historische Gewissheit“ des kommenden Kommunismus abhanden gekommen ist. Der Glaube an die „historische Mission der Arbeiterklasse“ ist lange verraucht. Ochs und Esel haben den Sozialismus nicht nur fürs erste in seinem Lauf gestoppt, sie haben in regelrecht zertrampelt.

Überzeugt bin ich nach wie vor von der Möglichkeit sozialer Emanzipation und der Notwendigkeit den Kapitalismus zu überwinden, aber diese wird sich nicht gesetzmäßig durchsetzen. Die sozialen Widersprüche und Krisenpotentiale des Kapitals sind so gigantisch, dass die Annahme vom Ende der Geschichte geradezu lächerlich sind. Große soziale Bewegungen und gesellschaftliche Umbrüche sind unvermeidlich, aber ob sich darin ein revolutionäres Subjekt bilden kann, ist keinesfalls gewiss. Die Herausbildung solcher subjektiven Voraussetzungen, die grundlegende Veränderung des Denkens der Menschen, entzieht sich jeder objektiven Gesetzmäßigkeit. Und ich komme nochmals darauf zurück, dass diese Voraussetzung vor allem in der Verständigung über gemeinsame revolutionäre Ziele liegt. Der Kommunismus kann nur zum Konsens werden, wenn er selbst pluralistisch

ist! Oder soll man sich etwa eine kommunistische Gesellschaft so vorstellen, dass alle so denken wie die paar Krisis-Autoren oder die Kanonen irgend einer anderen Zeitschrift? So aber sieht es aus, so agieren die Organisationen, als hinge das Schicksal des Projektes sozialer Revolution davon ab, dass alle anderen sich bekehren lassen. Irgendwie sind das noch immer „Parteien der Arbeiterklasse“, die Gralshüter. Sie werden nur immer bedeutungsloser.